

Steffen Zdun

Die Bedeutung der Aufweichung ethnischer Barrieren in jugendlichen Peer-Netzwerken für Gewaltdelinquenz

Der Artikel widmet sich der Bedeutung des Nachlassens kulturell-ethnischer Abgrenzung bei männlichen Jugendlichen in sozial benachteiligten Wohngebieten für Delinquenz. Gefolgt wird der Annahme, dass diese Heterogenisierung einen Einfluss auf die Wahl von Gegnern und Opfern hat, was vormals eher ethnisch konnotiert war. Zu diesem Zweck wird auf die Ergebnisse einer qualitativen Studie zurückgegriffen, in der 45 Interviews mit 15- bis 18jährigen durchgeführt wurden. Die Daten dokumentieren nicht nur die weitgehende ethnische Heterogenität der Peer-Netzwerke der Jugendlichen, sondern auch die nachlassende Relevanz der Herkunft bei der Auswahl der Gegner und Opfer. Aufgezeigt wird zudem, wie gewaltbereite Jugendliche alternativ Widersacher im Wettbewerb um Anerkennung finden.

Schlagwörter: ethnische Herkunft, Gewaltdelinquenz, Heterogenisierung, Identität, Peer-Netzwerke, Sozialraum

Crumbling Ethnic Barriers in Juvenile Peer Networks and Their Relevance for Violent Delinquency

This paper addresses the relevance of crumbling ethnic barriers for delinquency among male youths in disadvantaged neighborhoods. The research is based on the assumption that this heterogenization has an impact on the choice of enemies and victims, which has previously tended to have ethnic connotations. For this purpose, we examined the data from a qualitative study containing 45 interviews with youths aged between 15 and 18. The findings demonstrate not only the largely ethnic heterogeneity of the peer network of juveniles but also the diminished meaning of ethnic origin for the choice of enemies and victims. Moreover, this paper shows the alternative ways in which youths with a high propensity for violence choose their adversaries in the fight for recognition.

Keywords: ethnic origin; heterogenization; identity; peer networks; social space; violent delinquency

1. Einleitung

Dieser Beitrag beruht auf Erkenntnissen aus einem Forschungsprojekt zu den Dynamiken von Peer-Netzwerken männlicher Jugendlicher und deren Relevanz für Jugenddelinquenz sowie eines Wandels der Konfliktlinien im Kontext gewalttätiger Auseinandersetzungen. Der Ausgangspunkt dieses Vorhabens ist, dass – abgesehen von wenigen Ausnahmen – kriminologische Theorien und kriminalsoziologische Forschung sowie sozialpsychologische Erklärungsansätze den Eindruck vermitteln, dass jugendliche Gewaltdelinquenz vorwiegend durch relativ stabile, kulturell-ethnisch homogene Gruppen erfolge (s. bei den Klassikern z. B. Thrasher, 1927; Shaw & McKay, 1931; Cloward & Ohlin, 1969; Short, 1957; Klein, 1971; Miller, 1975). Diese und neuere Ansätze deuten an, dass der Großteil der Jugenddelinquenz gemeinsam mit bestimmten Peers verübt werde, so, als ob sich die Beteiligten meist bereits in der früheren

Jugend Gruppen anschlössen, diesen bis ins (junge) Erwachsenenalter treu blieben und sich hierbei (fast) ausschließlich auf die eigene Herkunftsgruppe beschränkten. Nicht zuletzt Diskurse über soziale Bande und starken Zusammenhalt einzelner Migrantenpopulationen, soziale und räumliche Ausgrenzung sowie Segregation von Minderheiten und damit verbundene Erosion sozialer Kontrolle in Großstädten verstärken solche Bilder (s. z. B. Ceylan, 2006; Janßen & Polat, 2008; Nauck, Kohlmann & Diefenbach, 1997). Hierzu zählt auch, dass sich speziell die großen ethnischen Minderheiten in Deutschland kurz nach der Einwanderung, aber teilweise auch noch in den Folgegenerationen bewusst auf die Eigengruppe zurückzogen und ethnisch konnotierte Jugendbanden in strukturschwachen Stadtgebieten bildeten, die durch Gewaltdelinquenz auffielen (s. z. B. Tertilt, 1996).

Während sich das Forschungsprojekt auch mit weiteren Aspekten der Alltagsdynamiken in Peer-Netzwerken beschäftigt, thematisiert dieser Beitrag den Kernaspekt der Untersuchung. Die kulturell-ethnische Abgrenzung scheint bei männlichen Jugendlichen zumindest in sozial benachteiligten Wohngebieten mitunter stark nachzulassen, so dass früher aufgrund ethnisch motivierter Feindschaft abgelehnte Kontakte mittlerweile durchaus mehr als nur bloße Ausnahme sind. Wenn die Zusammenschlüsse jedoch heterogener werden und ethnische Unterschiede zuvor oft Merkmalsträger für die Auswahl von Gegner*innen im Wettbewerb um Anerkennung waren, stellt sich die Frage, was dieser Wandel nicht nur für die Identitätsbildung der Jugendlichen bedeutet, sondern auch für die Konfliktlinien bei jugendlicher Gewaltdelinquenz.

2. Stand der Forschung

2.1 Netzwerke gewaltdelinquenter Jugendlicher

Es ist, wie bereits erwähnt, in der kriminologischen Forschung und zahlreichen Theorien seit Jahrzehnten ein Gemeinplatz, dass männliche jugendliche Gewaltdelinquenz größtenteils nicht allein, sondern gemeinsam in Gruppen mit anderen verübt wird. Das wird bspw. mit sozialem Lernen, subkulturellen Normen, Anerkennung und Kontrolle erklärt. Auch wird in der aktuellen empirischen Forschung immer noch meist über „die Gruppe“ bzw. „die Freund*innen“ gesprochen, als ob diese eine feste Einheit seien. Dies verstärkt den Eindruck von einem stabilen und meist eher kleinen Personenkreis.

Daran hat sich auch wenig dadurch geändert, dass diese Exklusivität bereits durch Yablonskys (1962) Konzept der Near-Groups in Frage gestellt wurde, auch wenn dieser sich bloß auf extrem gewalttätige Gangs bezog.¹ Er beschrieb diese als eher unbeständig, mit individualisierten Rollendefinitionen, diffusen Mitgliedschaftskriterien, begrenzter gegenseitiger Verantwortung, ungeklärter, häufig wechselnder Führerschaft, begrenzter Kohäsion, begrenztem Konsens über Normen und unklarer Mitgliederzahl. Warr (1996) geht deshalb so weit, solchen Zusammenschlüssen generell den Gruppencharakter im soziologischen Sinne abzuspochen. Während es Yablonsky noch vor allem darum ging, den geringen Zusammenhalt dieser Zusammenschlüsse herauszustellen, verdeutlichen z. B. die Untersuchungen von Reiss (1986),

¹ Hier geht es nicht um extreme Gangphänomene oder Intensivtäter*innen. Einerseits besteht weiterhin Uneinigkeit, wie und ob der Gangbegriff auf Deutschland oder Europa anwendbar ist (s. z. B. Klein et al., 2001). Andererseits fiel aus forschungspraktischen Gründen die Wahl auf eine weniger delinquente Zielgruppe.

Short und Strodtback (1974), Sarnecki (1990) und Warr (1996; 2002) auch zu weniger delinquenten Jugendlichen, dass es sich bei deren Kontakten vielfach um mehr oder weniger lose Netzwerke mit zahlreichen und unterschiedlichen Akteur*innen handelt.² So wird bspw. zwischen „offending groups (groups that actually commit delinquent acts) and accomplice networks (the pool of potential co-offenders available to an adolescent)“ (Warr, 1996, S. 16) unterschieden.

Unsere Unterscheidung dieser Zusammenschlüsse folgt diesem Ansatz, geht aber in Teilen darüber hinaus und soll sich nicht bloß um eine wissenschaftliche Fingerübung handeln, bei der nur neue Begriffe für Altbekanntes eingeführt werden. Vielmehr soll eine Entwicklung in der jugendlichen Lebenswelt begrifflich und empirisch erfasst werden, der das traditionelle, kriminologische Gruppenverständnis nicht vollends gerecht zu werden scheint. So würde es etwa auch zu kurz greifen zu behaupten, dass die Peer-Netzwerke delinquenter Jugendlicher ausschließlich aus delinquenten Kontakten bestehen. Wir erachten den von den o. g. Forscher*innen vollzogenen Perspektivwechsel als bedeutsam, da es nicht darum geht, grundsätzlich die traditionelle Gruppenforschung in Frage zu stellen, sondern neue Horizonte zu eröffnen, die den sozialen Beziehungen und Dynamiken stärker Rechnung tragen.

Wir verorten uns somit weder im Bereich der klassischen kriminologischen Gruppen noch im Bereich der herkömmlichen Netzwerkforschung, da auch keine Netzwerkanalysen im methodischen Sinne erfolgen. Vielmehr wird mit dem Peer-Netzwerk die Gesamtheit der Kontakte zu Gleichaltrigen begrifflich wie empirisch erfasst. Damit folgen wir einem sozialen bzw. relationalen Netzwerkverständnis, demzufolge parallel diverse enge Beziehungen bestehen können sowie eher lose und temporär inaktive Kontakte und Beziehungen, die bei Bedarf zeitnah intensiviert werden können bzw. situativ zum Tragen kommen, wenn man sich zufällig begegnet. Diese können sich über diverse soziale Zusammenhänge erstrecken, so dass sich evtl. Teile der Netzwerke von Individuen untereinander nicht kennen. Gleichzeitig geht es um die Größe und Struktur der Netzwerke sowie die Verbundenheit bzw. die Funktionen bestimmter Personen (s. Granovetter, 1973 zu weak ties).

Bedeutsam im Kontext größerer Peer-Netzwerke sind zudem Hinweise darauf, dass gerade männliche Jugendliche in der Adoleszenz relativ häufig sogar enge Freundschaften wechseln und von einer hohen Fluktuation im sozialen Umfeld auszugehen ist. In diesem Sinne ist es auch zu interpretieren, dass „co-offenders commit few offenses together, especially if these are friends“ (Warr, 1996, S. 34); d. h. auch auf der Deliktebene scheint große Flexibilität und kaum Stabilität zu bestehen.

Ferner stellt sich die Frage, was diese Entwicklungen für den identitätsstiftenden Charakter von Peer-Beziehungen im Jugendalter grundsätzlich bedeuten. Während die geschilderten Trends auf der einen Seite als sozialer Erosionsprozess interpretiert werden können, ist es auf der anderen Seite möglich, dass die Jugendlichen hierin eher Potenziale wahrnehmen, soziale Beziehungen dynamisch und flexibel zu gestalten. Hieran schließt sich die Frage an, was dies bzgl. der Definition von In- und Outgroups bedeutet, die im Jugendalter u. a. zur Selbstpositionierung und Identitätsbildung beiträgt. Zielführend könnte es hier sein, sich an Tajfel und Turner (1986) bzw. dem Social Identity Approach (Zick, 2005) zu orientieren, die einräumen, dass soziale Identität vor allem dazu diene, ein positives Selbstkonzept bzw. eine positive

² In Ansätzen finden sich auch in der deutschsprachigen Forschung vereinzelt Hinweise in qualitativen Studien darauf, wie es um die Zusammengehörigkeit in den Kreisen Gleichaltriger bestellt ist (z. B. Bohnsack et al., 1995; Sutterlüty, 2002; Wetzstein et al., 2005).

Selbstbewertung der sozialen Identität (Wagner & Zick, 1993) zu generieren, was vielfach wichtiger sein könnte als spezifische Zugehörigkeiten.

Dies würde zumindest den Schluss zulassen, dass die Selbstdefinition und -konzeptualisierung im Kontext von größeren sozialen Netzwerken daran gebunden ist, wie man sich jeweils in verschiedenen Konstellationen und Interaktionen in Relation zu anderen sieht bzw. welche Anerkennung bzw. Position man hier erhält. Für einen solch relationalen Ansatz spricht nach Reiss (1986) und Warr (1996) auch, dass im Verlauf der Jugend, aber auch parallel in verschiedenen Bereichen des Netzwerks, unterschiedliche Rollen eingenommen werden können. Mit Blick auf die eigene Verortung bzw. Identitätsbildung würde eine so relationale, flexible Selbstdefinition es bei einer dynamischen Selbstinszenierung bzw. Fremdbewertung unter den Peers erlauben, bestimmte Ziele wie Anerkennung, Unterstützung und Vergnügen zu erreichen. Sollte sich dies empirisch bestätigen, könnte das auch einen Erklärungsbeitrag dazu leisten, auf welcher Grundlage entschieden wird, wem man sich situativ und mittelfristig eher verbunden fühlt, bzw. wer zur aktuellen Interessenslage und den eigenen Zielen am besten passt, anstatt Kontakte z. B. bloß auf eine stabile Ähnlichkeit bzgl. sozialer und ethnischer Herkunft zurückzuführen (Warr, 2002).

Ein solch flexibles Verständnis der sozialen Beziehungen zu Gleichaltrigen lässt auch die Frage nach der Relevanz sozialer Normen nicht unberührt, die u. a. durch Subkulturtheoretiker wie Cohen (1955) und Miller (1975) aufgeworfen wurde. Während Warr (1996) gegen die Existenz einheitlicher Regeln in größeren Netzwerken argumentiert, gehen wir eher von einem einfachen Regelwerk aus, das mehr oder weniger im gesamten Milieu gilt. Gemeint ist in Anlehnung an Anderson (1999) das Konzept der Straßenkultur,³ das ein flexibles Normengeflecht ist und einer relativ schlichten Logik folgt. Es kann in unterschiedlicher Ausprägung angewendet werden und ist auf große Teile jugendlicher Gewaltdelinquenz anwendbar (Stewart, Schreck & Simons, 2006; Zdun, 2008) und beeinflusst auch die Einstellungen und Verhaltensweisen Nicht-Delinquenter in so genannten „Problemstadtteilen“ (Heitmeyer et al., 2019; Zdun, 2019).

Insgesamt gibt es kaum Untersuchungen dazu, wie die Straßenkultur konkret praktiziert wird, wenn man sie in größeren Netzwerken und nicht bloß in begrenzten Gruppen von Jugendlichen betrachtet.⁴ Es deutet sich bloß an, dass jugendliche Gewalttäter*innen zu einer Selbstinszenierung mit teils unterschiedlichem Auftreten in verschiedenen Kontexten neigen (Zdun, 2008). Gerade Partnerinnen gegenüber versucht man etwa oftmals entweder Delikte zu verbergen bzw. zu rechtfertigen, um den Schein des „braven Jungen“ zu wahren, oder man ist darum bemüht, sie in ihrem Freizeitverhalten zu kontrollieren und Beziehungen zu beenden, sobald man sich zu stark kritisiert fühlt (Zdun & Scholl, 2013). Äquivalente „Verhaltensmodulationen“ bzgl. männlicher nicht-delinquenter Peers sind nach unserem Kenntnisstand nicht systematisch untersucht worden, da sich die Straßenkulturforschung am traditionellen Gruppenverständnis orientiert bzw. nicht-delinquente Kontakte weitgehend ausblendet.

³ Hierbei handelt es sich um ein gemeinsames Verständnis darüber, wie man in der Öffentlichkeit Männlichkeit inszenieren sollte sowie Respekt und Anerkennung erlangen kann und dass man auf jegliche Form der Infragestellung dieser Aspekte aggressiv und, wenn nötig, mit Gewalt reagieren sollte. Eigenes Fehlverhalten wird nicht als solches eingestanden und die Verantwortung dafür eher Dritten bzw. Opfern zugeschrieben.

⁴ Es ist zumindest davon auszugehen, dass sich delinquente Jugendliche auch bei Kontakt mit Nicht-Delinquenten in der Adoleszenz nicht unbedingt zurückhalten, zumal diverse Studien zeigen, dass deren expressives Verhalten sogar als Vorbild dienen kann und Zuspruch erfährt (s. z. B. Juvonen, Wang & Espinoza, 2013).

2.2 Aufweichung ethnischer Barrieren

Es dürfte nicht zuletzt dem traditionellen Gruppenverständnis geschuldet sein, dass bei der Erforschung gewaltdelinquenter Jugendlicher immer wieder der Abgrenzungsaspekt thematisiert wird, d. h. die Gegenüberstellung von In- und Outgroups. Dieser Ansatz erscheint bzgl. großer Netzwerke allerdings nur bedingt brauchbar. Hier könnte ein relationales, flexibles Selbstkonzept das Verhältnis des Individuums zu Dritten adäquater beschreiben. Es stellt sich aber die Frage, nach welchen Kriterien man in diesem Kontext Dazugehörige und Außenseiter festlegt, zumal weiterhin von Feindschaften und Vorurteilen unter Jugendlichen auszugehen ist.

Mit Blick auf die deutschsprachige Forschung wird vielfach der Prämisse gefolgt, dass sich speziell große ethnische Minderheiten in bestimmten Stadtgebieten konzentrieren und die Eigengruppe präferieren, was u. a. als Binnenintegration (Elwert, 1984), Segregation (Anhut & Heitmeyer, 2000) oder Herausbildung von Parallelgesellschaften (Heitmeyer, Müller & Schröder, 1997) bezeichnet wird. Auch in Diskussionen zur Gentrifizierung in Großstädten geht es vielfach um die Konzentration sozial schwacher ethnischer Populationen (Anhut & Heitmeyer, 2000). Obwohl starker Zusammenhalt bestimmter ethnischer Minderheiten mitunter auch positiv verstanden wird (Nauck, Kohlhammer & Diefenbach, 1997), betrachtet die kriminalsoziologische Forschung diesen und die o. g. Aspekte eher als Risikofaktoren (Karstedt, 2000). Der soziale Rückzug auf die Eigengruppe in sozial schwachen Milieus begünstigt Perspektivlosigkeit sowie Frustration und Aggression aufgrund daraus resultierender Ausgrenzung durch die einheimische Bevölkerung und territoriales Denken, Machtansprüche und offene Gewalt gegenüber Angehörigen und Institutionen der Aufnahmegesellschaft (s. Stewart, Schreck & Simons, 2006). Zudem würden unter diesen Bedingungen eher Einstellungen zu Gewalt wie die Straßenkultur tradiert (Zdun, 2007). Ferner legen Studien, die das Gewaltaufkommen verschiedener ethnischer Gruppen vergleichen, teils zumindest auf den ersten Blick den Schluss nahe, dass bestimmte Ethnien eher zu Gewalt neigten als andere (z. B. Baier & Pfeiffer, 2007).⁵ Dies wird aber zunehmend dahingehend relativiert, dass das Ausmaß des Gewaltaufkommens verschiedener Populationen eher ein Indikator sozialer Integration sei, als direkt mit ethnischer Herkunft oder kultureller Praxis zusammenzuhängen (z. B. Baier et al., 2009).

Der Rückzug bzw. die soziale Isolation des Milieus jugendlicher Gewaltdelinquenz in sozial benachteiligten Stadtgebieten wird hier nicht in Frage gestellt. Hinsichtlich der dortigen ethnischen Segregation entsteht aber mitunter immer noch der Eindruck von ethnischer Homogenität, obwohl diese Gebiete gerade in Großstädten vielfach stark durchmischt sind. Solche ethnische Durchmischung bezeichnen Dubet und Lapeyronnie (1994) sogar als zentrale Ursache für die Erosion sozialer Kontrolle durch Erwachsene und die Zunahme von Jugendgewalt. Andere verweisen auf Konflikte zwischen verschiedenen Ethnien, häufig interpretiert als Konkurrenz um knappe Ressourcen (Hohm, 2003). Konkurrenz wird dann ähnlich wie bei Millers (1975) Subkulturkonzept stärker zwischen den sozialen Minderheiten verortet als in einem gesellschaftlichen Top-Down-Sinne, wofür sich hingegen Merton (1968) ausgesprochen hat. Empirisch stellt sich die Frage, inwiefern solche Extrempositionen in Bezug auf das Milieu jugendlicher Gewaltdelinquenz noch zeitgemäß und anwendbar sind.

⁵ Auch wird die Unterscheidung zwischen Deutschen und Nicht-Deutschen in diesem Kontext immer fragwürdiger, da immer mehr Jugendliche mit Migrationshintergrund die deutsche bzw. die doppelte Staatsangehörigkeit haben, wodurch allein sie kaum weniger Risikofaktoren für Delinquenz aufweisen als vergleichbare Jugendliche ohne deutschen Pass.

Denn es scheint zu einem Wandel in dem Sinne zu kommen, dass sich die Demarkationslinien der Netzwerke der Jugendlichen in Richtung „ethnischer Durchmischung“ verschieben (s. z. B. Reinders, 2016). Dies mag zum Teil der (hier postulierten) wachsenden Flexibilität der Peer-Beziehungen geschuldet sein, aber auch einer zunehmenden Erkenntnis unter sozial abgehängten Jugendlichen, dass man (zumindest teilweise) weniger in Konkurrenz zueinander steht, als einer „Schicksalsgemeinschaft“ anzugehören und gemeinsame Interessen zu haben. Die Folge ist zumindest die Aufweichung mancher ethnischer Barrieren (Scholl & Zdun, 2013). Für eine Erörterung der Gründe dieser Entwicklung mangelt es bislang an belastbaren empirischen Daten. Dennoch hat sich dies in verschiedenen eigenen Studien in den vergangenen Jahren sowohl aus Sicht der Jugendlichen verschiedener ethnischer Minderheiten als auch seitens der Angaben von Feldexpert*innen aus Sozialarbeit, Schulsystem und Polizei wiederholt bestätigt (s. zuletzt Zdun, 2019).

In der Tat scheint die hier beschriebene Entwicklung neueren Datums zu sein und teils höchstens vermittelt über die Jugendlichen die vorherige Generation zu betreffen. So setzt etwa die Elterngeneration bis in die Gegenwart vielfach noch eher auf ethnische Homophilie als auf ethnische Offenheit im Freundeskreis (z. B. Citlak et al., 2017; Keszczes, 2003). Entsprechend ergaben bis vor wenigen Jahren auch einschlägige Netzwerkanalysen vor allem Hinweise auf weit verbreitete ethnische Homophilie unter Jugendlichen (z. B. Janßen & Polat, 2006; Keszczes, 2003).⁶ In Wohngebieten, in denen etwa bis vor wenigen Jahren Russlanddeutsche fast immer noch „unter sich“ blieben (Zdun, 2007), scheinen sich erst seit einigen Jahren vermehrt Kontakte Jugendlicher zu anderen Ethnien durchzusetzen (Scholl & Zdun, 2013). Wohl auch deshalb kamen Fenicia, Gamper und Schönhuth (2010) noch zu dem Schluss, dass sich die Netzwerke jener vor allem durch ethnische Homophilie auszeichneten, was sie zu dieser Zeit sogar noch zu einem grundsätzlichen Verhaltensmuster ethnischer Minderheiten in Deutschland erklärten.

Ähnliche Aufweichungserscheinungen ethnischer Barrieren zeichnen sind im muslimisch sozialisierten Kulturkreis ab, in dem vor wenigen Jahren ein enger Kontakt zwischen türkischen, kurdischen und arabischen Jugendlichen oft undenkbar schien,⁷ was vielerorts aber eher zur Normalität geworden zu sein scheint, anstatt bloß eine Ausnahme darzustellen (z. B. Kanis et al., 2019).⁸ Auf diesen Trend ist auch der Erziehungswissenschaftler Reinders (2016) aufmerksam geworden, der mit dem Konzept des Criss-Crossings die Auswahl des Freundeskreises weniger auf die ethnische Herkunft als auf ähnliche Lebensprobleme bezieht. Im Gegensatz zu den eigenen empirischen Vorerkenntnissen deutet er das als gezielte kulturelle Abgrenzung von der Herkunftsfamilie.

Insgesamt deutet einiges darauf hin, dass Jugendliche zumindest in sozial benachteiligten Stadtgebieten teils offener mit ethnischen Unterschieden umzugehen scheinen. Unklar ist, mit

⁶ Dies dürfte nur teils auf methodische Unzulänglichkeiten zurückzuführen sein, wenn etwa neben der eigenen Herkunftsgruppe nur nach Kontakten zu Deutschen gefragt wurde, d. h. nicht nach weiteren interethnischen Kontakten.

⁷ Eine relativ große Verbundenheit zur Eigenethnie scheint hier eher bloß noch zu bestehen, wenn der Freundeskreis zu einem ganzen Teil aus Verwandten, speziell Cousins* Cousinsinnen und Geschwistern besteht. Unsere bisherigen Erkenntnisse deuten aber auch darauf hin, dass selbst diese in täglich unterschiedlichen Konstellationen unterwegs sein können und mitunter Kontakte zu anderen Ethnien pflegen. Allerdings dürfte hier die Stabilität der Kontakte zu den Verwandten weniger dynamisch sein als die im Rahmen nicht familiär geprägter Beziehungsflechte (Scholl & Zdun, 2013).

⁸ So beschrieb bspw. Keszczes (2003) vor wenigen Jahren noch eine ethnische Homogenität in Netzwerken türkischer Jugendlicher, auch wenn er sich hierbei speziell auf die Abgrenzung von deutschen Jugendlichen bezog.

wem man sich aktuell in Konkurrenz oder Konflikt sieht, bzw. auf welchen Kriterien das beruht. Deshalb stellt sich die Frage, wo nun die Demarkationslinien für Feindschaften und Anerkennungskonflikte liegen. Ethnische Grenzen dürften mancherorts noch bzgl. des eigenen Kulturkreises bestehen, jedoch erfordert es empirische Pionierarbeit, um mehr über die konkrete Auswahl von Opfern und Gegner*innen zu erfahren.

Da negative Stereotype und Vorurteile in diesem Kontext bekanntermaßen von zentraler Bedeutung sind, aber zum Thema der ethnischen Durchmischung bislang keine belastbaren Daten vorliegen, kann zu korrespondierenden Trends ebenfalls nur spekuliert werden. Zwar dürften Vorurteile nicht generell an Bedeutung verloren haben und weiterhin zur Abgrenzung bzw. Rechtfertigung des eigenen Verhaltens dienen. Dennoch können diese teils in Frage gestellt werden und nachlassende Anwendung finden (Zdun & Strasser, 2012). Insbesondere in flexiblen Netzwerken dürfte sich der Umgang mit Vorurteilen zumindest bzgl. der jeweils vertretenen Personenkreise wandeln, denn falls durch Gemeinschaft soziale Dominanzorientierung an Bedeutung verliert (Sidanius & Pratto, 1999), weil man sich näherkommt, können ernst gemeinte Beleidigungen und Vorurteile obsolet werden.

Man sollte diesen Wandel der Netzwerke aber keineswegs als „Integrationsmaschine“ überbewerten, da die alltägliche Relevanz von sozialen Vorurteilen und Konkurrenz im Wettstreit um Anerkennung unter Gleichaltrigen bleibt. Ferner ist nicht auszuschließen, dass vorurteilsbehaftete Beleidigungen auch innerhalb der Netzwerke grassieren und Konflikte verursachen. Ethnisch gemischte Netzwerke könnten hierfür sogar anfälliger sein als ethnisch homogene aufgrund anderer Gelegenheitsstrukturen und Sensibilitäten. Allerdings können gemeinsame positive Erfahrungen, bzw. fehlende negative Erfahrungen, mit anderen Ethnien entsprechend der Kontakthypothese (z. B. Allport, 1954) auch mehr darauf achten lassen, was verbindet. Das kann dann wiederum Effekte über Individualbeziehungen hinaus entfalten.

3. Datenerhebung und Methodik

Aufgrund der explorativen Ausrichtung und der komplexen Sachverhalte in diesem Forschungsprojekt wurde der sehr offene, qualitativ-empirische Zugang der Grounded Theory verwendet (z. B. Strauss, 1994; Strübing, 2008). Zur Herausarbeitung der Alltagsdynamiken in den Peer-Netzwerken wurden themenzentrierte Leitfadeninterviews mit männlichen Jugendlichen in verschiedenen deutschen Großstädten geführt.⁹

Die Interviews wurden als Audiodaten aufgezeichnet und vollständig transkribiert. Das diesem Beitrag zugrundeliegende Datenmaterial erstreckt sich auf 45 Interviews mit Jugendlichen, die bei der Befragung im Alter von 15 bis 18 Jahren waren. Die Interviews dauerten zwischen 45

⁹ Es boten sich problemzentrierte Interviews an (Strobl, 1998). Im Unterschied zu Ansätzen der Ethnomethodologie und des symbolischen Interaktionismus berücksichtigen problemzentrierte Interviews auch die von subjektiven Deutungen unabhängigen Rahmenbedingungen einer sozialen Situation. Entsprechende theoriegeleitete, wissenschaftliche Vorannahmen flossen schon in die Erstellung des Leitfadens ein (s. zu Vorannahmen Strobl, 1998). Die Vorgabe einer auf Vorannahmen beruhenden theoretischen Struktur, die sich von der Fragestellung ausgehend auch im Leitfaden niederschlägt, hat zwei Vorteile: Zum einen gewährleistet sie, dass im Verlauf eines Interviews gezielte Nachfragen gestellt werden können, wenn Befragte überraschende und neue Aspekte zur Sprache bringen, welche den theoretischen Vorannahmen widersprechen. Zum anderen ermöglicht sie eine Vergleichbarkeit bzw. Kontrastierbarkeit der Daten. Der Leitfaden des problemzentrierten Interviews soll die thematischen Felder des gesamten Problembereichs abdecken. Dabei ist darauf zu achten, dass die Fragen so angeordnet sind, dass sich das Interview als ein zusammenhängendes Gespräch führen lässt. Der Bezug auf den Leitfaden sollte jedoch die Interaktionsdynamik des Interviewgesprächs nicht erdrücken. Der Gesprächsfaden sollte nicht durch einen ausgeprägten Schematismus durchschnitten werden (Witzel, 1982).

und 90 Minuten und wurden weitgehend in Jugendeinrichtungen durchgeführt, in denen sich die Befragten regelmäßig aufhalten, da die Kontaktabstimmung jeweils mit Hilfe der dort tätigen Mitarbeiter*innen erfolgte.¹⁰ Bei diesen Treffpunkten handelte es sich um Jugendtreffs, die in den Nachmittagsstunden – von sozialen Trägern bzw. den Kommunen organisiert – offene und niedrigschwellige Anlaufstellen für Jugendliche in ihren Wohngebieten sind, wo sie sich treffen, spielen und austauschen können. Zudem stehen die Mitarbeiter*innen, die der Sozialarbeit zuzurechnen sind, als Ansprechpartner*innen und Unterstützer*innen für diverse Themen zur Verfügung. Entsprechend fühlen die Jugendlichen, die diese Treffs regelmäßig frequentieren, sich hier wohl und heimisch, was i. d. R. die Interviewführung eher begünstigt als die Wahl von Orten, mit denen die Jugendlichen nicht vertraut sind bzw. sich beobachtet fühlen. Letzteres wurde während der Interviews vermieden, indem in den Treffs jeweils separate Räume bereitgestellt wurden.

Für das Sampling wurde aus Gründen der Vergleichbarkeit und im Hinblick auf die Fragestellungen vorab festgelegt, dass ausschließlich männliche Jugendliche mit individuell unterschiedlichem selbstberichteten Delinquenzauftreten berücksichtigt werden sollten. Der ethnische Hintergrund der Befragten variierte ebenfalls, war aber kein dezidiertes Samplingkriterium. Vertreten waren neben keinem Migrationshintergrund (7) die folgenden: türkisch (13), russisch (7), irakisch (8), ehem. Jugoslawisch (4), argentinisch (1), bulgarisch (1), italienisch (1), polnisch (1), südafrikanisch (1) und tunesisch (1).

Die Leitfäden für die Befragung enthielten – basierend auf der Grounded Theory – möglichst wenige Vorannahmen, die Themenauswahl der Fragekomplexe bezog sich allerdings auf den einschlägigen Forschungsstand. Vor allem wurden die Themenbereiche Freundschaftsbeziehungen, Größe und Zusammensetzung von Freundeskreisen sowie Delinquenzverhalten thematisiert. Zu den verschiedenen Themenblöcken wurden jeweils retrospektive, aktuelle und prospektive Informationen erfragt, um Entwicklungen aus subjektiver Perspektive einzufangen. Die Interviewführung sah neben möglichst offenen Einstiegsfragen und Erzählimpulslen konkretisierende Nachfragen für eine größere Informationsbreite und Detaillierung interessierender Aspekte vor.

Die Auswertung des Interviewmaterials erfolgte in einer Analysegruppe, mehrstufig und computergestützt mit atlas.ti. Um der Komplexität der Einzelfälle gerecht zu werden, wurden zunächst Fallprofile erstellt und das Interviewmaterial fallbezogen entsprechend der Grounded Theory in mehreren Schritten kodiert und kategorisiert (Strauss & Corbin, 1990, Strübing, 2008). Es wurde fallvergleichend, -kontrastierend und -übergreifend ein System von Auswertungskategorien und Analyseheuristiken entwickelt.

Beim Umgang mit den Erfahrungsberichten der Jugendlichen setzten wir auf die beim Theoretical Sampling intendierten Gegenevidenzen bzw. die Kontrastierung von Aussagen. Wenn somit im Ergebnisteil etwa das Vorhandensein weitgehender ethnischer Offenheit unter den Jugendlichen im Freundeskreis nicht weiter hinterfragt wird, liegt das insbesondere daran, dass sich dies als Gesamtaussage durch das komplette Datenmaterial zieht. Vertiefend wurden

¹⁰ Die Rekrutierung der Interviewpartner über diese Einrichtungen schränkt das Sample in verschiedener Hinsicht ein. Jedoch war anhand unserer Forschungserfahrung davon auszugehen, dass delinquente Jugendliche anderenorts, bspw. durch direkte Ansprache des Forscherteams, schlechter für wiederholte Termine erreichbar gewesen wären. Zudem war es hilfreich, dass die Mitarbeiter*innen den Kontakt anbahnten, um das Projektteam vorzustellen und so den Jugendlichen einen Teil der Scheu zu nehmen. Weitere vertrauensbildende Maßnahmen waren regelmäßige Besuche des Projektteams bereits vor Beginn der Befragungsphase, aber auch während der gesamten Feldphase, sowie detaillierte Erläuterungen zu den Zielen und der Durchführung (inkl. Anonymitätsstandards) der Studie.

vielmehr Ausdifferenzierungen und Besonderheiten in den Daten thematisiert, z. B. die Abgrenzung von Einzelpersonen bzgl. bestimmter Populationen. Hinzu kommt, dass wir uns empirisch am Thomas-Theorem¹¹ orientieren, d. h. Selbstdeutungen sind zwar subjektiv, aber eben relevant, da als real Wahrgenommenes Bestandteil der individuellen objektiven Situation und somit handlungsleitend. Sie machen das Individuum in seinem Lebensverlauf aus und die Kontrastierung solcher Narrationen in einem großen Sample erlaubt es zu rekonstruieren, welche Muster hierbei auftreten bzw. Positionen ausgehandelt werden.

4. Ergebnisse

4.1 Ethnische Durchmischung und Identitätsbildung

Mit Ausnahme von zwei Befragten, die nur sehr kleine Peer-Netzwerke von zwei bis fünf Personen hatten – und auch dies nicht aufgrund einer bewussten Entscheidung –, dokumentieren die Forschungsdaten durchweg eine breite Spannweite an interethnischen Kontakten unter den befragten Jugendlichen. Die Palette der Nennungen der Befragten bildet jeweils weitgehend das Spektrum an Herkunftsländern im einzelnen Stadtgebiet ab.

A6: Ich habe Slowenen, Russen, Türken, Kurdische, Kamerun, alles Mögliche ist bei mir.

A8: Also da sind auch wirklich alle so, alle Länder vertreten.

Nur in drei Ausnahmefällen wurden einzelne Bevölkerungsgruppen aufgrund vermeintlich prägnanter Eigenschaften infolge negativer Erfahrungen abgelehnt.

F: Gibt es irgendeine Gruppe, bei der du das Gefühl hast, mit der geht es schlechter?

A5: Kurden und Iraker. Mit denen haben wir eigentlich so gar nichts zu tun.

F: Wollen die nicht oder ihr?

A5: Wir wollen nicht eigentlich, weil die meisten sind übelst ekelig. Tut mir leid, aber...

F: Was machen die?

A5: Ich weiß nicht, die sind einfach komplett anders, benehmen sich anders, schreien in der Bahn und alles Mögliche.

F: Das macht ihr nie?

A5: Nein, gar nicht.

F: Und da würdest du sagen, bei den Kurden und Irakern gibt es relativ viele, die das machen.

A5: Ja.

F: Das hat jetzt nichts mit dem Konflikt zwischen Türken und Kurden zu tun.

A5: Ach so, nein, nein. Das ist mir egal. Wenn zum Beispiel ein Kurde oder Iraker genauso wäre wie wir so, dann wäre das gar kein Problem, weil wir sind eigentlich alles gemischt.

A32: Ja, für mich sind das diese Flüchtlinge jetzt, die so aus... Die sind komisch halt, finde ich. Die verhalten sich komisch. Die kommen neu hier hin und denken, sie wären keine Ahnung was.

Ohne dass die Jugendlichen näher begründen können, warum sie hier zu solchen Verallgemeinerungen neigen, während sie ansonsten auch ein ethnisch gemischtes Umfeld haben, kommen hier traditionelle Abgrenzungsmuster zum Tragen. Bemerkenswert hieran ist somit nicht

¹¹ „If men define a situation as real, they are real in their consequences“ (Thomas & Thomas, 1928, S. 572).

zuletzt die mangelnde Reflexion sowohl er ethnischen Offenheit als auch vereinzelter Abweichungen von jener. Ähnliche „Sprachlosigkeit“ zeigt sich, wenn es um eine Einschätzung geht, warum vorangegangene Generationen stärker zu ethnischer Abgrenzung neigten.

F: Hast du eine Idee, warum das früher anders war und warum das für euch jetzt egal ist?

A6: Ich weiß nicht, wie die früher drauf waren.

A27: Meine Eltern haben bis heute keine Freunde, die nicht Türken sind. Die erzählen auch, dass die früher kaum andere Freunde hatten, weil man halt unter sich geblieben ist. Für die war das so und ist das immer noch normal. Für uns ist das heute anders und das Andere ist normal. Erklären kann ich das aber nicht.

Unterschiede bzgl. kulturell begründeter Einstellungen und Verhaltensweisen zwischen verschiedenen Herkunftsgruppen werden weitgehend negiert und liefern in Form von überspitzt verwendeten Stereotypen und Vorurteilen untereinander eher eine Grundlage für Witze bzw. Wettstreite um einen Lacher auf Kosten anderer.

A11: Also bei mir ist das eigentlich so, also allgemein auch bei jedem aus meiner Klasse, wenn halt irgendwie so ein Pole auftaucht oder ein Türke oder so, dann zählt man halt die ganzen Vorurteile auf, die man über dieses Land kennt und macht sich darüber lustig. Also jetzt zum Beispiel, dass der Türke alles fälscht, oder dass der Pole alles klaut. Wir können darüber lachen, weil wir wissen, dass das nicht stimmt und alle eigentlich gleich sind.

Dieser spielerische Umgang mit der Herkunft, bzw. deren Thematisierung, ist jedoch nicht universell verbreitet. Als Alternative im Datenmaterial zeigt sich, dass die Herkunft auch als komplett egal erachtet werden kann und bedeutungslos in Interaktionen ist.

F: Woran liegt das, dass ihr das [Witze aufgrund tradierter Vorurteile, A. d. V.] nicht macht?

A27: Bockt einen nicht an. Also wenn man so und so sagt.

F: Das wäre aus eurer Sicht nicht lustig?

A27: Nee.

Eine andere Variante ist die Vermeidung von Themen, die ethnische Brisanz aufweisen, wie bspw. der politische türkisch-kurdische Konflikt, über den man sich auf gesellschaftlicher Ebene bewusst ist, vor allem mit Blick auf die Türkei und Syrien. Um selbst nicht in Streit darüber geraten zu können, wird dies bewusst nicht thematisiert.

A24: Über Politisches sprechen wir untereinander besser nicht. Es gibt verschiedene Jungs und Länder und jeder hat seine Meinung. Wir sind nicht zusammen, um diese Konflikte zu haben. Damit haben wir nicht zu tun. Wir sprechen darüber nicht, damit kein Streit kommen kann.

Bemerkenswert ist in diesem Kontext zudem, dass bei der Wahl von Partnerinnen, vor allem mit Blick auf spätere Heirat, teilweise ethnische Aspekte von Bedeutung sein können. Sprich, während die Herkunft der Peers und zum Teil auch der Partnerinnen im Jugendalter irrelevant ist, können sich einzelne Befragte für die Ehe eher jemanden aus der „Eigengruppe“ vorstellen. Begründet wird dies interessanterweise über kulturelle Spezifika, die man ansonsten als bedeutungslos bezeichnet.

A17: Ich hatte halt auch so eine Freundin [einheimische Deutsche, A. d. V.], die sind halt ganz anders drauf. Wenn ich mal eine von meinen Landsfrauen nehmen würde, so die reden anders,

die essen ganz anders, die haben eine andere Kultur, die haben eine andere Tradition, das ist schon groß unterschiedlich.

F: Warum ist das in der Ehe so wichtig, wenn du sagst, bei Freunden ist es egal?

A28: Erstens weil meine Eltern das halt so auch wollen. Na klar, die sagen nicht: „Du musst!“, aber die wollen es halt so, und ich will es auch selber so, dass die auch meine Religion hat und meine Muttersprache spricht. Und nicht so eine andere, die sich nicht einmal mit meinen Eltern so verständigen kann. Und auch so sie kennt die Nationalität, sie weiß, was man isst, sie weiß, wie man sich verhält, sie weiß so was. (...) Wir wissen halt, wenn ich so eine Frau nehme, die eine andere Sprache spricht, dann weiß die nicht, wie so unser Land halt tickt, oder sie weiß nicht, wie unsere Familie tickt, oder sie weiß nicht, wie wir so drauf sind.

Es geht dabei also nicht bloß darum, es den Eltern rechtmachen zu wollen, sondern auch um Harmonie und gegenseitiges Verständnis im Familienverband. Es ist nicht die Familie, die über die Partnerinnen entscheidet, aber gerade bei möglichen Sprachbarrieren wird die Familie bei der eigenen Entscheidung berücksichtigt. Bei den Befragten, die berichten, dass die Herkunft der Partnerin bedeutungslos ist, bestehen vielfach keine solchen familiären Barrieren, so dass es den Befragten und Eltern wohl auch eher möglich ist, dass die Jugendlichen sich später mehr auf das zwischenmenschliche Verstehen konzentrieren als auf das sprachliche.

F: Also das heißt zum Beispiel, das ist nicht wichtig, dass die [künftige Ehefrau, A. d. V.] etwas mit deiner Herkunftskultur zu tun hätte?

A21: Nein, gar nicht.

F: Das ist unwichtig für dich.

A21: Unwichtig, genau.

F: Und für deine Eltern?

A21: Die wollen nur, dass ich glücklich werde, egal mit wem.

Darüber hinaus ist es interessant, dass sich eine solche Akzeptanzhaltung der Eltern generell auch bzgl. der Freundschaften der Jugendlichen zeigt. Obwohl die Eltern selbst oft noch eher zu ethnischer Homophilie neigen, ist ihnen die ethnische Durchmischung der Peer-Netzwerke des Nachwuchses kein Dorn im Auge. Das zentrale Interesse scheint darin zu bestehen, dass die Jugendliche „gute“ Freunde haben, von denen sie nicht „runtergezogen“ werden.

A23: Meinen Eltern ist das auch egal. Auch wenn das bei denen noch anders lief, stört es sie nicht, dass ich ganz verschiedene Freunde haben. Die interessiert es mehr, dass meine Freunde okay sind und nichts Schiefes machen.

Was bedeutet dies jedoch in einem Sample von weitgehend delinquenten Jugendlichen? Einerseits sind delinquente Jugendliche bekanntermaßen vielfach darum bemüht, eigene Delikte und Straftaten ihres Umfeldes vor den Eltern zu verbergen und zu verheimlichen, um Kritik und Sanktionen auszuweichen. Andererseits sind eben nicht alle Freund*innen delinquent und die Eltern befürworten eher die nicht-delinquenten Kontakte. Entscheidend ist hierbei jedoch, dass es den Eltern darum geht, wie das Umfeld sich verhält und nicht welcher Herkunft es ist.

A5: Wenn ich nicht möchte, dass meine Eltern gegen meine Freunde sind, dann muss ich nur vermeiden, dass die herausfinden, was wir draußen zusammen anstellen. Wir müssen das nur vor den Eltern verbergen und vor Nachbarn oder Verwandten, die uns bei den Eltern verraten könnten. Dann stört es die auch nicht, dass wir zusammen chillen.

A33: Meine Mutter versucht mich immer zu überreden, dass ich mehr mit meinen korrekten Freunden sein soll und weniger mit denen, mit denen ich in die Kämpfe gerate. Von denen hält sie gar nichts.

Abschließend wurden im Kontext ethnischer Offenheit identitätsbezogene Fragen gestellt. Manche Jugendliche mit Migrationshintergrund empfanden sich vor allem als der „Eigen-gruppe“ zugehörig, was sie besonders mit familiärer Prägung begründeten, d. h. mit einer Verbundenheit zum Herkunftsland.

A35: Ich kann das gar nicht richtig erklären, aber ich fühle mich als Türke, weil meine Familie von da kommt. Ich habe so viele Geschichten über das Dorf gehört. Obwohl ich noch nie da war und hier aufgewachsen bin, ist da eine stärkere Verbindung.

A38: Ich fühle mich mehr als Türke. Das ist einfach so ein Gefühl so.

F: Aber womit fühlst du dich verbunden?

A38: Die Sprache. Den Charakter, ja. Bei manchen Deutschen ist es auch so, dass sie recht zickig sind und so. Bei den meisten Türken, die sind immer so gelassen und so was.

Wiederum andere empfanden sich eher als Deutsche, da sie nicht bloß über einen deutschen Pass verfügen, sondern kaum Bezug zum Herkunftsland haben, in Deutschland aufgewachsen sind bzw. sich mit den Vorzügen Deutschlands identifizieren.

A24: Ich fühle mich mehr als Deutscher. Also ich fühle mich als Deutscher wohler. Also ich könnte jetzt nicht wieder nach Irak ziehen.

F: Aber was würdest du sagen, ist es, was dich deutsch macht, was eben das Deutsche ist, was dich ausmacht?

A24: Ich bin hier aufgewachsen, ist jetzt alles einfacher. Ich habe eine Schule, die gerade auch ziemlich gut läuft. Ich habe viele Freunde, Familie, alles. Man ist halt so aufgewachsen. Und wenn ich jetzt nach Irak ziehen würde, würde das alles auf den Kopf stellen.

Hingegen erachtete sich niemand als eine Art Weltbürger, als identitätslos oder formulierte ein anderes Konstrukt, das auf fehlende ethnische Verbundenheit hindeutet. So beschrieben sich auch die Jugendlichen ohne Migrationshintergrund vorzugsweise als Deutsche, bzw. äußerten, dass die Herkunft für sie eher egal sei.

Unabhängig vom jeweiligen ethnischen Bewusstsein, maß man somit der Herkunft insgesamt eher geringe Bedeutung bei. Lediglich mit Blick auf künftige Ehefrauen konnte diese vereinzelt von Interesse sein, im Freundeskreis spielte sie eher keine Rolle. Das wirft jedoch die Frage auf, was das Verbindende bzw. Abgrenzende in den Peer-Netzwerken ist. Neben Gemeinplätzen, dass man sich vertrauen, (bei Problemen) aufeinander verlassen können sollte und nicht gegenseitig verrät, dokumentieren die Daten auch hier eine gewisse Sprachlosigkeit, da dies kaum reflektiert zu werden scheint. Das wirkt zumindest auf den ersten Blick wie ein Zustand relativer Austauschbarkeit und Beliebigkeit.

A12: Mit Freunden muss man sich gut verstehen und denen vertrauen. Das ist das Wichtigste.

F: Aber ist es eher Zufall, dass die jetzt deine guten Freunde sind, oder gibt es noch andere Dinge, die euch verbinden?

A12: Ja, es könnten auch andere sein, ist Zufall.

Bei näherer Betrachtung bestätigt sich allerdings, dass zwischen den Freund*innen im Peer-Netzwerk auch differenziert wird. Es ist i. d. R. bloß ein harter Kern von wenigen besten Freund*innen, denen man sich sehr eng verbunden fühlt, mit denen man über (fast) alles sprechen könnte und von denen man keinen Verrat erwartet.

A26: Ja, wir haben zwar alle viele Freunde hier, aber nur ein paar ganz enge.

F: Was unterscheidet die voneinander?

A26: Die engsten sind wie Brüder und Schwestern. Denen kann man alles sagen, die erzählen nicht hinter deinem Rücken etwas weiter. Bei den anderen ist man sich da nicht so sicher.

Es zeigt sich sogar, dass zwischen den nicht ganz so engen Freund*innen teils weiter differenziert wird bzgl. sowohl der Verbundenheit als auch der gemeinsamen Aktivitäten.

A12: Neben den engen Freunden gibt es noch die, denen man auch viel erzählen kann, aber nicht ganz so verbunden fühlt und dauernd zusammen ist. Dann sind da welche, denen man nur bestimmte Sachen erzählt, aber trotzdem öfters zusammen ist. Und dann gibt es noch schlechtere, denen man wenig oder gar nichts Persönliches erzählt und nur mit denen zusammen ist, wenn es sich ergibt.

A39: Mit den besten Freunden verbringt man auch die meiste Zeit und macht fast alles gemeinsam. Mit den schlechteren teilt man nicht alle Hobbys, chillt nur, wenn man sich trifft, und will man auch nicht jeden Tag sein.

Gemeinsame Aktivitäten im Freundeskreis sind meist Hobbys wie Fußball, Basketball und Kampfsport, wovon oft bloß Letzterer im Verein ausgeübt wird. Die meiste Zeit wird mit dem Peer-Netzwerk aber verbracht, indem man bloß zusammen ist und „chillt“ bzw. umherläuft. Teilweise werden auch zusammen Videospiele gespielt, jedoch finden die meisten Aktivitäten außerhalb des Zuhauses statt; ins Zuhause kommen eher nur engste Freund*innen.

Eine weitere Distinktion der Freund*innen findet höchstens bzgl. der Einstellungen und Verhaltensweisen statt. Wie sich oben in den seltenen Fällen der Ablehnung einzelner Herkunftsgruppen bereits zeigte, scheint etwa in den Peer-Netzwerken bei allen Befragten eine Art (still-schweigendes) Übereinkommen zu bestehen, welche Eigenschaften und Persönlichkeitszüge von Individuen als (un)passend erachtet werden.

F: Aber was gibt es für Sachen, die dich stören würden, wo du sagst, mit denen und denen kannst du gar nichts anfangen?

A4: Wenn einer die ganze Zeit rumschreit oder so was. Das wäre so, nicht so.

A16: So unsere Clique, mit denen wir chillen, wir sind alle gechillt, keiner nervt. Und dann kommen manchmal so Leute dazu und die reden viel zu viel und haben so richtig ADHS, drehen richtig auf, da denkt man so: „Boah, der passt gar nicht zu uns!“

A19: Die sind, passt halt nicht zu uns. Die sind anders als wir. Die hatten Anzeigen, dies, das. Die haben nur Scheiße gebaut.

Insgesamt scheint dem Motto gefolgt zu werden: Gleich und gleich gesellt sich gern. Als zwei Extrempole gibt es bspw. die lauten und auffälligen Jugendlichen sowie die ruhigeren und unauffälligeren. Mit Auffälligkeit ist aber eher das Benehmen gemeint und nicht die Delinquenz, die in beiden Lagern vorkam.

4.2 Konfliktlinien jugendlicher Gewaltdelinquenz

Ob die ethnische Offenheit auch etwas für das jugendliche Gewaltaufkommen bedeutet, ist anhand der vorliegenden Daten nicht zu bestimmen. Jedoch dokumentieren jene neben der weit verbreiteten ethnischen Durchmischung des Freundeskreises, dass bei der Auswahl von Geg-

ner*innen und Feinden¹² bzw. bei spontanen Eskalationen der ethnische Hintergrund der Beteiligten ebenfalls irrelevant scheint. Bspw. gibt aus Sicht der Befragten keine Bevölkerungsgruppe, an der man bewusst einen wie auch immer gearteten Hass auslöst, noch gibt es ethnisch konnotierte Rivalitäten zwischen einzelnen Peer-Netzwerken.¹³

A9: Nee, wir kämpfen auch mit keinem wegen seinem Äußeren und seiner Herkunft. Kämpfe gibt es wegen Provokationen und schlechtem Benehmen. Das ist egal, wo der herkommt.

Zynisch könnte man argumentieren, dass sich die Jugendlichen durch diese Veränderung das Leben unnötig schwer gemacht haben im Wettstreit um Anerkennung unter Peers. Denn der Wegfall der simplen Begründung von Rivalitäten über die Herkunft erfordert eine Auswahl von Gegner*innen anhand anderer Kriterien. Auf der Suche nach solchen in den Berichten der Jugendlichen zeigt sich u. a., dass die Befragten keine dauerhaften und eindeutigen Rivalen bzw. Feindesgruppen haben.

A28: Das sind ja nicht immer die Gleichen. Es ändert sich ständig, richtige Feinde gibt es nicht.

Dies mag u. a. daran liegen, dass die Wohngebiete nicht als Territorien erachtet werden, die verteidigt werden müssen, bzw. man nicht in illegale Geschäfte involviert ist, die zu lokaler Konkurrenz führen. Konflikte werden meist durch einen Kampf beigelegt, bzw. man trifft sich nie wieder.

Mit Blick auf die Konfliktkonstellationen ergaben sich gewalttätige Auseinandersetzungen in verschiedenen Settings und mit unterschiedlichem Eskalationsverlauf. Ein „Klassiker“ bleiben Kämpfe mit Mitschülern. Spontan in der Schule oder im Schulumfeld können sich diese aus Provokationen oder Missverständnissen ergeben.

A32: Da ist der Junge mit seinem Bruder auf mich zugekommen. Habe ich gesagt: „Warum machst du das? Das finde ich einfach nicht korrekt von dir. Ich habe nichts gemacht. Warum kommst du erst einmal so zu mir? Reden, schreist so, und alles. Und wir können das einfach ganz normal klären. Halt erzähl mir, was die Geschichte ist, was passiert ist, und ich sage dir, ob das wahr ist oder nicht!“ Hat er ja, hat er mir die Geschichte erzählt, habe ihm gesagt, dass das nicht wahr ist, und dann hat der Bruder einfach: „Doch, doch, du lügst, du lügst!“ Und dann dachte der Bruder, ich lüge halt. Hat er mich gepackt, hat mich so weggeschubst, hat mir so eine Faust gegeben. Wollte er mir ins Gesicht geben, aber ich habe schnell so die Deckung hoch genommen, damit er nicht meinen Kiefer und so bricht. Und dann habe ich einfach zurückgehauen. Einfach so lange, bis er nicht mehr konnte.

Alternativ kann es sich um längerfristige schulische Konflikte zwischen Personen oder Gruppen handeln, die sich einmal oder wiederholt entladen. Ausgetragen wird dies dann scheinbar eher außerhalb der Schule an einem vereinbarten Orten, zu einer vereinbarten Zeit und möglichst mit vereinbarter Gruppenstärke.¹⁴

A40: Der Typ hat mich schon mehrfach genervt und wir hatten kleinere Kämpfe. Dann hatte ich genug und wir haben uns nachmittags getroffen, ich mit meinen Freunden, er mit seinen, und wir haben das geregelt.

¹² Hier werden keine gender-neutralen Begriffe verwendet, da es sich bei jenen ausschließlich um gleichgeschlechtliche Jugendliche handelt.

¹³ Letzteres wäre auch schwer möglich, wenn diese ebenfalls ethnisch durchmischt sind.

¹⁴ Da es sich meist um Einzelkonflikte handelt, sind andere bloß anwesend, um ggf. einzugreifen und dem Freund beizustehen. Gruppenkämpfe sind die Ausnahme und entstehen eher aus eskalierenden Einzelkämpfen.

F: Auf welche Art?

A40: Erst ein bisschen beleidigt, dann geschubst, dann ergab eine Faust die andere.

Wie lassen sich diese Kämpfe jedoch erklären? Zentral hierbei ist der Wettstreit um Anerkennung. Man versucht Stärke, Härte und Männlichkeit zu demonstrieren und dass man sich von anderen nichts bieten lässt. Bedeutsam bei der Wahl der Gegner*innen ist deshalb, dass jene sich auf das Spiel einlassen, d. h. die Spielregeln kennen und beherzigen. Jugendliche, die jemanden anschließend an die Lehrer*innen verpetzen bzw. Strafanzeige erstatten, wären unattraktive Gegner*innen.

A31: Es gibt schon Regeln. Man sollte nur schauen, wer der Stärkere ist und wer Recht hat. Einen total kaputt hauen oder treten, auch noch am Boden, das muss nicht sein. Will man ja auch nicht, wenn der andere stärker ist. Verpetzen darf man auch nicht, nicht an Lehrer und nicht an die Polizei. Man weiß untereinander schon, wer sich daran hält. Mit anderen sollte man besser nicht kämpfen. Das gibt nur unnötigen Ärger.

Im ernstesten Spiel der Straßenskultur ist somit der ethnische Aspekt ohnehin weitgehend bedeutungslos und diente auch vormals eher als zusätzliche Neutralisierungsstrategie. Tradierte emotional aufgeladene Provokationen, wie z. B. der „Hurensohn“ oder „Bastard“, die sich gegen die Familie richten, genügen vollends. Im Zweifelsfall reicht für den Einstieg in einen Konflikt auch weiterhin ein „schiefer Blick“ aus. Passende Gegner*innen erkennt man an der Reaktion. Wer verängstigt wegschaut oder wegläuft, eignet sich höchstens als Opfer und birgt eine größere Gefahr nachträglicher Sanktionen. Wer hingegen aggressiv in einen Konflikt einsteigt, wird sich zumindest auf ein härteres Wortgefecht einlassen.

A30: Nicht aushalten kann ich, wenn einer mich als Hurensohn bezeichnet. Da muss man reagieren. Der kennt ja meine Mutter nicht, das darf der nicht sagen.

F: Aber dir ist schon klar, dass der dieses Wort nur benutzt, weil er weiß, dass du darauf quasi reagieren musst, oder?

A30: Ja schon, aber das kann man nicht durchgehen lassen und wenn man das hört, brennen sowieso die Sicherungen durch.

F: Du provozierst ja auch manchmal. Woher weißt du, wen du nehmen sollst und wen nicht?

A30: Meist provoziert man erst mehrere Leute, bis einer richtig drauf einsteigt. Man sieht schon am Äußeren und wie die laufen, ob es passen könnte. Aber das Wichtigste ist einfach, wie die reagieren. Wer mitmachen will, lässt sich leicht drauf ein und schaut nicht weg.

Wenig anders sieht es in anderen Settings als der Schule aus. Im eigenen Stadtgebiet sind die Widersacher meist ebenfalls bekannt, was auch bei der gegenseitigen Einschätzung hilft. Zudem begünstigt der häufige Kontakt im Quartier wie in der Schule längerfristige Konflikte, da man sich schlichtweg wiederholt begegnet.¹⁵ Die Abläufe und Mechanismen ähneln sich ebenfalls. Im Stadtteil entsteht daher meist mehr Varianz, wenn es um Unbekannte geht. Zwar erkennt man passende Gegner*innen auch dann quasi intuitiv an der Reaktion auf Provokationen, aber es kommt eher zu sofortigen Kämpfen. Die zentrale Problematik hierbei ist jedoch, dass diese dann öfter in einem Ungleichgewicht von mehreren Personen gegen einen ausgetragen werden, was ggf. zu stärkeren Verletzungen führt.

¹⁵ Deshalb müssen sich Konflikte langfristig fortsetzen. Teilweise werden diese schon nach einem oder zwei Kämpfen oder Wortgefechten als beigelegt erachtet und nicht weiter verfolgt. Man ignoriert sich dann etwa gezielt bei künftigem Aufeinandertreffen.

A11: Ich hatte hier auch schon Schlägereien mit Jungs, die ich vorher noch gar nicht kannte. Da ruft man dann keine Freunde mehr an und kämpft direkt oder die anderen gehen gleich, manchmal auch alle zusammen auf einen drauf. Wir machen das nicht, weil das unfair ist, aber ich habe das schon erlebt. Da habe ich dann richtig eingesteckt.

Solche Erlebnisse werden dann als ungerecht interpretiert und bedürfen aus Sicht der Befragten eher einer Rache. Das kann entweder dazu führen, dass versucht wird, die Gegenseite nachträglich ausfindig zu machen und es zu einer Vergeltung kommen zu lassen, oder dies wird bloß nicht probiert, da man keinerlei Anhaltspunkte hat, um wen es sich handelt.

A11: Natürlich wollte ich die danach nochmal treffen. Weil die hier im Stadtteil leben, haben wir die dann auch irgendwann gefunden und dann bin ich mit meinen Freunden hin und wir haben das geregelt. Da waren dann die dran.

A28: Man kann doch nicht mit vielen gegen einen kämpfen. Das sind keine richtigen Männer, die das machen. Die sind feige. Aber mir ist das auch schon passiert. Danach konnte ich nichts machen, weil ich nicht wusste, wer die sind, und ich habe die auch nie wieder gesehen.

Bedeutsam für unsere Thematik ist auch, dass verständlicherweise gerade in solchen Konflikten weder die Herkunft noch andere spezielle Aspekte des*der Gegners*erin im Vordergrund stehen; der Konflikt und der Kampf an sich sind hier das Ziel.¹⁶

Neben diesen beiden Settings gibt es als Mischform Konflikte in anderen Wohngebieten oder Städten. Hier kann man sich in Einzelfällen kennen. Vielfach sind die Gegner*innen aber eher unbekannt, woraus sich wiederum die o. g. Varianten bzgl. der Spontaneität und Dauerhaftigkeit von Kämpfen ergeben.

F: Würdest du sagen, das ist in deinem Alter normal, dass es dir das passieren kann, dass dich jemand auf der Straße irgendwo in der Stadt plötzlich schlägt?

A22: Ja, also ist mir ja schon passiert.

F: Ja, aber was sind das für Leute, die sowas machen?

A22: Scheißjungs.

F: Ja, aber die kennst du, oder?

A22: Nein, gar nicht.

F: Also die sehen dich und dann...

A22: Das sind einfach Jungs, die Streit suchen. Die wollen einfach jemanden schlagen.

Erwähnenswert ist abschließend, dass kein Befragter äußerte, dass es besonders gefährliche Gegenden im eigenen Stadtteil oder anderswo gäbe, an die man sich nicht trauen könne, ohne Gefahr zu laufen, in Schlägereien zu geraten. Diese Äußerungen dürften mehr als bloße Selbstaufwertung sein. Es scheinen in der Lebenswelt der Jugendlichen keine solchen Gefahrenräume zu bestehen, was auch daran liegen dürfte, dass, wie erwähnt, an den Befragungsorten keine Territorien existierten, die eine Seite für sich beanspruchen würde.

¹⁶ Ob kleinere Gruppen von Jugendlichen evtl. gezielt in andere Stadtteile gehen, um sich Gegner*innen und Opfer für solche „Events“ zu suchen, ist aus dem Datenmaterial nicht abzuleiten. Das liegt auch daran, dass nur wenige Jugendliche berichten, selbst gezielt andere zu provozieren, und schon gar nicht mit mehreren gegen einen zu kämpfen. Solche Aussagen sind jedoch immer mit Vorsicht zu genießen, da beides in der Straßenkultur typischerweise von sich gewiesen wird, da es sich um einschlägige Tabubrüche handelt, mit denen man sich nicht identifizieren möchte.

5. Fazit

Im Datenmaterial bestätigt sich nicht nur weitgehend die im Forschungsinteresse liegende ethnische Durchmischung und Offenheit in den Peer-Netzwerken der Befragten, sondern es finden sich auch Hinweise darauf, was das für die Identitätsbildung der Jugendlichen bedeutet sowie für die Auswahl von Gegner*innen und Feind*innen im Wettstreit um Anerkennung.

Trotz der weit verbreiteten ethnischen Heterogenität in den Freundeskreisen ist herkunftsbedingte Abgrenzung (noch) nicht gänzlich verschwunden. Einzelpersonen lehnen weiterhin bestimmte Populationen verallgemeinernd ab und begründen das traditionell mit Fremdheit und Andersartigkeit, obwohl sie gleichzeitig offen für kulturelle Diversität im Freundeskreis sind. Verbreiteter ist hingegen die Thematisierung der Herkunft in Form von Witzen und nicht böse gemeinten Beleidigungen untereinander, bei denen man bestehende Stereotype und Vorurteile aufgreift. Obwohl diese lustig gemeinte Form der Abgrenzung und Kommunikation von Andersartigkeit auch als Strategie der Hinterfragung und „Ad Absurdum-Führung“ jener verstanden werden kann,¹⁷ beinhaltet dies zumindest eben immer noch eine Reproduktion von Fremdheit, auch wenn diese an Bedeutung zu verlieren scheint. Denn dieser Umgang mit Fremdheit kann den Zusammenhalt stärken, indem man sich gegenseitig demonstriert, dass man sich und seine Kultur nicht so ernst nimmt wie die Freundschaft, die zum verbindenden Element wird. Brüchiger wirkt hingegen der Zusammenhalt in Fällen, in denen man es gezielt vermeidet oder ausblendet, ethnische Aspekte unter Freund*innen zu thematisieren, um Streit zu vermeiden, der etwa auf Konflikten in den ethnischen Herkunftsregionen beruhen könnte. Dennoch wirkt selbst solches Vermeidungsverhalten bei gleichzeitiger ethnischer Offenheit prosozialer als bewusste Abgrenzung. Immerhin ist dies eine Strategie, gemeinsame Aktivitäten zu ermöglichen, was auch vor dem Hintergrund der offensichtlich relativ großen Austauschbarkeit und Beliebigkeit bei der Auswahl von Freund*innen bedeutsam ist.

Das ist auch zu beachten, wenn man die ethnische Offenheit der Jugendlichen einzuordnen versucht. Zumindest bei den hier Befragten bestätigt sich etwa im Gegensatz zu Reinders (2016) nicht, dass es sich um eine Art kulturelle Abwendung von den Eltern handelt, die ethnisch abgegrenzter aufwachsen und immer noch leben. Zumal neben den eigenen Forschungsarbeiten diverse Untersuchungen demonstrieren, dass diese Entwicklung im vergangenen Jahrzehnt, bzw. in der vorherigen Generation noch nicht zu beobachten war (s. Kapitel 2.2),¹⁸ deutet das inzwischen komplett andere Antwort- bzw. Sozialverhalten der Jugendlichen darauf hin, dass es sich nicht bloß um ein wissenschaftliches Artefakt handelt.

Auch auf Nachfrage hin geschieht all dies durch die Jugendlichen kaum hinterfragt, ist nicht politisch oder rebellisch. Die ethnische Offenheit ist wohl eher bloß das, was sie ist. Das macht sie nicht trivial, da sie sich zwar nicht etwa als bewussten Gegenentwurf zu rechtem Populismus, Extremismus und anderen Ideologien versteht und etabliert. Dennoch ist sie dies implizit. Während etwa ganze Teile der so genannten „Mitte“ der Gesellschaft in geringer Toleranz und menschenfeindlichen Einstellungen verhaftet sind (z. B. Krause, Zick & Küpper, 2016) sowie sich unter den erschwerten Lebensbedingungen in benachteiligten Stadtgebieten manch einer radikalisiert lässt (z. B. Srowig et al., 2018), entsteht hier ein gesellschaftlicher Keim der

¹⁷ Zentral ist hier, dass sich die Beteiligten darüber einig sind, dass Verallgemeinerungen unangebracht sind und sowohl negatives als auch positives Verhalten in jeder Bevölkerungsgruppe auftreten kann.

¹⁸ Ebenso selbstverständlich wie für die jetzigen Jugendlichen ethnische Offenheit ist, war für jene auch auf gezielte Nachfrage hin ethnische Homophilie, da man sich mehr über die ethnische Herkunft definierte als über die gemeinsame Lebenslage (s. z. B. Zdun, 2007).

Hoffnung mit einem Potenzial für mehr interethnischen Zusammenhalt entlang der mehrfach in den Interviews ausgesprochenen Einstellung: „Mensch ist Mensch!“

Bemerkenswerterweise kommt dies – denn sie kopieren hiermit nichts, das ihnen von anderen vorgelebt wird – von Jugendlichen, die die Gesellschaft ansonsten eher abschreibt, nämlich aus so genannten Problembezirken. Wer dort lebt, dem hängt oftmals quasi automatisch das Stigma an, kriminell und asozial oder zumindest ungebildet und gesellschaftlich nutzlos zu sein. Entsprechend haben bekanntermaßen junge Menschen aus diesen Stadtgebieten bis in die Gegenwart meist geringere Chancen auf dem Ausbildungs-, Arbeits-, Wohnungs- und Heiratsmarkt (z. B. Brunel, L’Horty & Petit, 2016). Diese Probleme bestanden auch in der Vergangenheit, in der sich vorangegangene Generationen eher noch aufgrund institutioneller Diskriminierung zwischen den Ethnien in Konkurrenz sahen, als dies als zusammenschweißend im Sinne einer Schicksalsgemeinschaft zu interpretieren.

Bedeutsam ist mit Blick auf jugendliche Gewaltdelinquenz zudem, dass die Herkunft eines anderen kaum noch als Begründung für eine Provokation oder einen Angriff herhalten muss. Wenn nicht nur der eigene, sondern auch andere Freundeskreise ethnisch durchmischt sind, werden ethnisch konnotierte Neutralisierungsstrategien, aber auch verfestigte Feindschaften obsolet. Dies ändert aber nicht zwangsläufig etwas daran, dass sich manche Jugendliche über Beleidigungen und Kämpfe hervortun und Anerkennung erlangen möchten. Ihre Selektionskriterien verlieren lediglich den ethnischen Aspekt und orientieren sich mehr daran, dass man Widersacher sucht, die mit den Spielregeln des Wettbewerbs um Anerkennung in der Straßenskultur vertraut sind, um unerwünschte Sanktionen zu vermeiden.

Während das Ethnische bei der Freundes- und Feindeswahl an Bedeutung verliert, scheint dieses mit Blick auf künftige Ehefrauen sowie die eigene Identität teils noch eher existent zu sein. Vor allem entzieht die ethnische Offenheit scheinbar kaum dem Bedürfnis nach ethnischer Selbstdefinition die Grundlage. Bei der Identitätsbildung ist entweder die „Eigengruppe“ – meist orientiert an der Herkunft der Eltern – oder das Land, in dem man lebt, maßgeblich. Ohne in Nationalstolz oder -patriotismus zu verfallen, war die Rede von einer gefühlten Verbundenheit, die sich zwar nicht abgrenzend auszuwirken scheint, aber wohl gerade in der Familie auch zum Zusammenhalt beitragen kann. Bedeutsam scheint, dass trotz aller ethnischen Offenheit keine individuelle Orientierungslosigkeit auftritt. In diesem Sinn dürfte es auch zu verstehen sein, warum teilweise künftige Ehefrauen eher aus dem eigenen „Kulturkreis“ bevorzugt werden können. Denn hierbei geht es nicht um ethnische Abgrenzung oder (Forderungen der Eltern in Richtung) ethnische „Reinheit“ der Familie. Vielmehr schildern die Jugendlichen ein Bedürfnis nach Zusammenhalt und -gehörigkeit. Beides sei leichter zu gewährleisten, wenn es eine gemeinsame Sprache gibt sowie ein intuitives Verständnis der jeweiligen „Landeskultur“. Die Mehrheit der Befragten zeigte sich aber auch in dieser Hinsicht ethnisch offen, was nicht zuletzt daran liegen dürfte, dass inzwischen auch weitgehend die Eltern in Familien mit Migrationshintergrund der deutschen Sprache mächtig sind, d. h. generell ein gemeinsamer sprachlicher Nenner besteht. Zudem folgt man auch in diesem Sinne der Erkenntnis: Mensch ist Mensch!, d. h. zwischenmenschliches Verständnis wird als universell möglich erachtet.

Literaturverzeichnis

- Allport, G. (1954). *The Nature of Prejudice*. Cambridge: Addison-Wesley.
- Anderson, E. (1999). *Code of the Street: Decency, Violence, and Moral Life of the Inner City*. New York: Norton.
- Anhut, R., & Heitmeyer, W. (2000). *Desintegration, Konflikt und Ethnisierung. Eine Problemanalyse und theoretische Rahmenkonzeption*. In W. Heitmeyer, & R. Anhut (Hrsg.), *Bedrohte Stadtgesellschaft. Soziale Desintegrationsprozesse und ethnisch-kulturelle Konfliktkonstellationen* (S. 17-75). Weinheim und München: Juventa.
- Baier, D., & Pfeiffer, C. (2007). *Gewalttätigkeit bei deutschen und nichtdeutschen Jugendlichen – Befunde der Schülerbefragung 2005 und Folgerungen für die Prävention*. Hannover: KFN.
- Baier, D., Pfeiffer, C., Simonson, J., & Rabold, S. (2009). *Jugendliche in Deutschland als Opfer und Täter von Gewalt. Erster Forschungsbericht zum gemeinsamen Forschungsprojekt des Bundesministeriums des Innern und des KFN*. Hannover: KFN.
- Bohnsack, R., Loos, P., Schäffer, B., Städler, K., & Wild, B. (1995). *Die Suche nach Gemeinsamkeit und die Gewalt der Gruppe. Hooligans, Musikgruppen und andere Jugendliquen*. Opladen: Leske und Budrich.
- Brunel, M., L'Horty, Y., & Petit, P. (2016). Discrimination Based on Place of Residence and Access to Employment. *Urban Studies*, 53(2), 267-286.
- Ceylan, R. (2006). *Ethnische Kolonien. Entstehung, Funktion und Wandel am Beispiel türkischer Moscheen und Cafés*. Wiesbaden: VS.
- Citlak, B., Kurtenbach, S., Lueneburg, M., & Zaltkova, M. (Hrsg.) (2017). *The New Diversity of Family Life in Europe*. Wiesbaden: VS.
- Cloward, R., & Ohlin, L. (1969). *Delinquency and Opportunity*. Glencoe: The Free Press.
- Cohen, A. (1955). *Delinquent Boys: The Culture of the Gang*. Glencoe: The Free Press.
- Dubet, F., & Lapeyronnie, D. (1994). *Im Aus der Vorstädte. Der Zerfall der demokratischen Gesellschaft*. Stuttgart: Klett-Cotta.
- Elwert, G. (1984). *Die Angst vor dem Getto*. In A. Bayaz, M. Damolin, & H. Ernst (Hrsg.), *Integration – Anpassung an die Deutschen* (S. 51-74). Weinheim und Basel: Beltz.
- Fenicia, T., Gamper, M., & Schönhuth, M. (2010). *Integration, Sozialkapital und soziale Netzwerke. Egozentrierte Netzwerke von (Spät-)Aussiedlern*. In M. Gamper, & L. Reschke (Hrsg.), *Knoten und Kanten. Soziale Netzwerkanalyse in Wirtschafts- und Migrationsforschung* (S. 305-332). Bielefeld: transcript.
- Granovetter, M. (1973). The Strength of Weak Ties. *American Journal of Sociology*, 78(6), 1360-1380.
- Heitmeyer, W., Howell, S., Kurtenbach, S., Rauf, A., Zdun, S., & Zaman, M. (2019). *The Violence Related Norms, Attitudes and Beliefs of Young Men in High-Risk Urban Neighbourhoods*. New York: Springer.
- Heitmeyer, W., Müller, J., & Schröder, H. (1997). *Verlockender Fundamentalismus: Türkische Jugendliche in Deutschland*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Hohm, H.-J. (2003). *Urbane soziale Brennpunkte, Exklusion und soziale Hilfe*. Opladen: Springer.
- Janßen, A., & Polat, A. (2006). Soziale Netzwerke türkischer Migrantinnen und Migranten. *Aus Politik und Zeitgeschichte*, 66(1-2), 11-17.
- Juvonen, J., Wang, Y., & Espinoza, G. (2013). Physical Aggression, Spreading of Rumors, and Social Prominence in Early Adolescence: Reciprocal Effects Supporting Gender Similarities? *Journal of Youth and Adolescence*, 42(12), 1801-1810.
- Kanis, S., Zdun, S., Krause, D., & Heitmeyer, W. (2019). *Gewalt von Jugendlichen. Desintegration und Realitätskontrolle*. Wiesbaden: VS.
- Karstedt, S. (2000). *Social Dynamics of Crime and Control. New Theories for a World in Transition*. Oxford: Hart.
- Keszkes, R. (2003). Ethnische Homogenität in Netzwerken türkischer Jugendlicher. *Zeitschrift für Soziologie der Erziehung und Sozialisation*, 23(1), 68-84.
- Klein, M. (1971). *Street Gangs and Street Workers*. Englewood Cliffs: Prentice-Hall.
- Klein, M., Kerner, H.-J., Maxson, C., & Weitekamp, E. (Hrsg.) (2001). *The Eurogang Paradox. Street Gangs and Youth Groups in the U.S. and Europe*. Dordrecht, Boston und London: Kluwer.
- Krause, D., Zick, A., & Küpper, B. (2016). *Gespaltene Mitte – Feindselige Zustände: Rechtsextreme Einstellungen in Deutschland 2016*. Bonn: Dietz.
- Miller, W. (1975). *Violence by Youth Gangs and Youth Groups as a Crime Problem in Major American Cities*. Washington: Office of Juvenile Justice and Delinquency Prevention.

- Merton, R. (1968). *Sozialstruktur und Anomie*. In F. Sack, & R. König (Hrsg.), *Kriminalsoziologie* (S. 283-313). Frankfurt am Main: Akademische Verlagsgesellschaft.
- Nauck, B., Kohlmann, A., & Diefenbach, H. (1997). Familiäre Netzwerke, intergenerative Transmission und Assimilationsprozesse bei türkischen Migrantenfamilien. *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, 49(4), 477-499.
- Reinders, H. (2016). *Interethnische Peer- und Freundschaftsbeziehungen*. In S.M. Köhler, H.-H. Krüger, & N. Pfaff (Hrsg.), *Handbuch Peerforschung* (S. 237-248). Opladen: Budrich.
- Reiss, A. Jr. (1986). *Co-Offending and Criminal Careers*. In A. Blumstein, J. Cohen, J. Roth, & C. Visher (Hrsg.): *Criminal Careers and "Career Criminals"* (S. 117-170). Washington: National Academy Press.
- Sarnecki, J. (1990). Delinquent Network in Sweden. *Journal of Quantitative Criminology*, 6(1), 31-50.
- Scholl, J., & Zdun, S. (2013). Gute Freunde und gute Freunde sind nicht das Gleiche. Zur Bedeutung von Freundschaftsbeziehungen in frühen Phasen von desistance männlicher Heranwachsender. *Soziale Probleme*, 24(2), 213-244.
- Shaw, C., & McKay, H. (1931). *Male Juvenile Delinquency as a Group Behaviour*. Washington: National Academy Press.
- Short, J. Jr. (1957). Differential Association and delinquency. *Social Problems*, 4(2), 233-239.
- Short, J. Jr., & Strodtback, F. (1974). *Group Process and Gang Delinquency*. Chicago: University of Chicago Press.
- Sidanius, J., & Pratto, F. (1999). *Social Dominance. An Intergroup Theory of Social Hierarchy and Oppression*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Srowig F., Roth, V., Pisiou, D., Seewald, K., & Zick, A. (2018). *Radikalisierung von Individuen: Ein Überblick über mögliche Erklärungsansätze*. PRIF Report 6.
- Stewart, E., Schreck, C., & Simons, R. (2006). "I Ain't Gonna Let No One Disrespect Me". Does the Code of the Street Reduce or Increase Violent Victimization among African American Adolescents? *Journal of Research in Crime and Delinquency*, 43(4), 427-458.
- Strauss, A. (1994). *Grundlagen qualitativer Sozialforschung. Datenanalyse und Theoriebildung in der empirischen soziologischen Forschung*. München: Fink.
- Strauss, A., & Corbin, J. (1990). *Basics of Qualitative Research: Grounded Theory Procedures and Techniques*. Newbury Park: SAGE.
- Strobl, R. (1998). *Zur Bedeutung theoretischer Vorannahmen bei der Durchführung qualitativer Interviews mit türkischen Opfern. Empirisch begründete Theoriebildung als methodischer Zugang zur Opferproblematik ethnischer Minderheiten*. In J. Reichertz (Hrsg.), *Die Wirklichkeit des Rechts* (S. 87-100). Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Strübing, J. (2008). *Grounded Theory: Zur sozialtheoretischen und epistemologischen Fundierung des Verfahrens der empirisch begründeten Theoriebildung*. Wiesbaden: VS.
- Sutterlüty, F. (2002). *Gewaltkarrieren: Jugendliche im Kreislauf von Gewalt und Missachtung*. Frankfurt am Main: Campus.
- Tajfel, H., & Turner, J. (1986). *The Social Identity Theory of Intergroup Behaviour*. In S. Worchel, & W. Austin (Hrsg.), *Psychology of Intergroup Relations* (S. 7-24). Chicago: Nelson-Hall.
- Tertilt, H. (1996). *Turkish Power Boys*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Thomas, W., & Thomas, D. (1928). *The Child in America: Behavior Problems and Programs*. New York: Knopf.
- Thrasher, F. (1927). *The Gang*. Chicago: University of Chicago Press.
- Wagner, U., & Zick, A. (1993). *Selbstdefinitionen und Intergruppenbeziehungen: Der Social Identity Approach*. In B. Pörzgen, & E. Witte (Hrsg.), *Selbstkonzept und Identität* (S. 109-129). Braunschweig: Universität Braunschweig.
- Warr, M. (1996). Organization and Instigation in Delinquent Groups. *Criminology*, 34(1), 11-37.
- Warr, M. (2002). *Companions in Crime. The Social Aspects of Criminal Conduct*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Wetzstein, T., Erbdinger, P., Hilgers, J., & Eckert, R. (2005). *Jugendliche Cliques. Zur Bedeutung der Cliques und ihrer Herkunft- und Freizeitwelten*. Wiesbaden: VS.
- Witzel, A. (1982). *Verfahren der qualitativen Sozialforschung. Überblick und Alternativen*. Frankfurt am Main: Campus.
- Yablonsky, L. (1962). *The Violent Gang*. New York: Macmillan.
- Zdun, S. (2007). *Ablauf, Funktion und Prävention von Gewalt: Eine soziologische Analyse der Verhaltensweisen in den Cliques junger Russlanddeutscher*. Frankfurt am Main: Peter Lang.
- Zdun, S. (2008). Violence in the Street Culture – the Relevance of the Male Ethos and Crime. *New Directions for Youth Development*, 119, 39-54.

- Zdun, S. (2019). The Fluid Nature of Street Culture: Non-violent Participation, Changes in Adult Life, and Crumbling Ethnic Barriers in Germany. *European Journal of Crime, Criminal Law and Criminal Justice*, 27 (in Druck).
- Zdun, S., & Scholl, J. (2013). The Impact of Girlfriends on Desistance Processes Among Socially Deprived Young Adults. *European Journal of Crime, Criminal Law and Criminal Justice*, 21(3-4), 339-358.
- Zdun, S., & Strasser, H. (2012). Sozialkapital durch Gewaltprävention: Erkenntnisse aus einem Mediatorenprogramm bei jungen MigrantInnen. *SLAK Journal*, 9(3), 4-15.
- Zick, A. (2005). *Die Konflikttheorie der Theorie der sozialen Identität*. In T. Bonacker (Hrsg.), *Sozialwissenschaftliche Konflikttheorien: Eine Einführung* (S. 409-426). Wiesbaden: VS.

Kontakt | Contact

Dr. Steffen Zdun | Institut für interdisziplinäre Konflikt- und Gewaltforschung | Universität Bielefeld | steffen.zdun@uni-bielefeld.de